



Steve Stiehler, Caroline Haag, Myriel Enrico Ravagli,
Christian Reutlinger (Hg.)

SOLIDARITÄT HEUTE

*Modeerscheinung oder
nachhaltiger Gesellschaftswandel?*

campus

Solidarität heute

Steve Stiehler ist Professor und *Myriel Enrico Ravagli* ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Departement Soziale Arbeit an der OST – Ostschweizer Fachhochschule. *Caroline Haag* ist Dozentin und *Christian Reutlinger* ist Professor am Institut für Soziale Arbeit und Räume (IFSAR) am oben genannten Departement.

Steve Stiehler, Caroline Haag, Myriel Enrico Ravagli,
Christian Reutlinger (Hg.)

Solidarität heute

Modeerscheinung oder nachhaltiger
Gesellschaftswandel?

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Ermöglicht und finanziell unterstützt im Rahmen der Strategieentwicklung »Soziale Frage« am Departement Soziale Arbeit der OST – Ostschweizer Fachhochschule

ISBN 978-3-593-51591-5 Print

ISBN 978-3-593-45153-4 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-593-45155-8 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2023. Alle Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: Einkaufshilfe von Nachbarn in der Quarantänezeit während der Coronapandemie 2020 © www.shutterstock.com (Bildnummer 1683281026)

Satz: le-tex transpect typesetter, Leipzig

Gesetzt aus der Alegreya

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Solidarität heute – Modeerscheinung oder nachhaltiger Gesellschaftswandel? Eine Einleitung	7
<i>Steve Stiehler, Caroline Haag, Myriel Enrico Ravagli und Christian Reutlinger</i>	
Solidarität als systemrelevante Triebkraft im sozialen Netzwerk	17
<i>Annemarie Pieper</i>	
Solidaritäten – Historische Zugänge zu einem umkämpften Begriff ..	33
<i>Dietmar Süß</i>	
Solidarität zwischen politischer Programmatik und Inszenierung	51
<i>Frank Mathwig</i>	
Transnationale Solidarität – drei Thesen	71
<i>Stephan Lessenich im Gespräch mit Steve Stiehler</i>	
Zwischen Engagement und Ausgrenzung – Problematiken des Solidaritätsbegriffs	89
<i>Mathias Lindenau</i>	
Differenz verbindet – Feministische und postkoloniale Perspektiven auf transnationale Solidarität	111
<i>Veronika Zablotsky</i>	
Wie Solidarität fabriziert wird – Der Aufbau einer städtischen Infrastruktur der Solidarität gegen rassistische Polizeikontrollen	135
<i>Sarah Schilliger</i>	

Solidarisches Handeln und Soziale Arbeit – vier Thesen	153
<i>Wolfgang Schröer im Gespräch mit Steve Stiehler</i>	
Die fehlerhaften Prämissen neoliberalen Wirtschaftens und die reale Utopie solidarischer Ökonomie	169
<i>Susanne Elsen</i>	
Wie gelingt transnationales solidarisches Handeln? Eine erste Auslegeordnung entlang zentraler globaler Herausforderungen	189
<i>Jakob Kellenberger</i>	
»Wir-Gefühl«, Mitgefühl, Ich-Gefühl – Konkurrierende Narrative und gewerkschaftliche Mobilisierungen während der Pandemie	207
<i>Alessandro Pelizzari</i>	
Autorinnen und Autoren	231

Solidarität heute – Modeerscheinung oder nachhaltiger Gesellschaftswandel? Eine Einleitung

Steve Stiehler, Caroline Haag, Myriel Enrico Ravagli und Christian Reutlinger

Bis spät in die 2010er Jahre beschränkte sich die zeitgenössische Verwendung des Solidaritätsbegriffs auf den Kontext bestimmter Ereignisse, wie nach Naturkatastrophen, vor der Weihnachtszeit, im Rahmen von Spendenaktionen sowie in karitativen, hauptsächlich kirchlichen Kontexten. Solidarität wurde bestimmten Personengruppen zugeschrieben, nämlich solchen, die solidarisch sind mit jenen, die Solidarität – in Form von Hilfestellungen, Waren oder Gütern – empfangen: Hilfsbedürftige, in Not Geratene, von Krisen Betroffene, Ausgegrenzte, Arme, Kranke, Schwache. Solidarität verband erstere in kollektiver Form und bezog letztere als Adressat:innen mit ein. Gemeinhin galt, dass es in vielen westeuropäischen Ländern dank der gut ausgebauten Sicherungssysteme Solidarität nur im Notfall brauche. Auf Solidarität als permanente (Auf)Forderung rekurrierten nur noch bestimmte Gruppen und politische Parteien, welche sich auf die historische Bedeutung des Solidaritätsbegriffs bezogen: auf die Arbeiter:innensolidarität und die Tradition der Sozialen Frage industriekapitalistischer Prägung, die das gesellschaftlich erzeugte, individuelle Leid anprangerte.

Die Verwender:innen des Begriffes wurden von den anderen politischen Lagern schräg bäugt oder gar als Ewiggestrige verunglimpft. Solidarität stammte als Idee und kritische Forderung aus einer vergangenen Zeit, hatte einen mottenkistenähnlichen Beigeschmack an sich. Die politische und gesellschaftskritische Aufladung des Solidaritätsbegriffs schien dagegen in Vergessenheit geraten, Solidarität zu einem Geschäftsmodell und Event verkommen zu sein. Verdeckt wurde dadurch die Tatsache, dass solidarische Praktiken im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert einen wichtigen Teil der vorläufigen Antwort auf die Soziale Frage dargestellt haben (Fontanellaz u.a. 2018). Man denke z.B. an die frühen gewerkschaftlichen Zusammenschlüsse und den gemeinsamen Kampf für bessere Arbeitsbe-

dingungen sowie die Schaffung der ersten Arbeitslosenkassen durch die Arbeiter:innenbewegung in der Schweiz. Die solidarischen Praktiken haben sich mit der Zeit zunehmend formalisiert und institutionalisiert und sind in den Sozialstaat übergegangen. Der Ab- und Umbau des Sozialstaates (Stichwort »vom aktiven zum aktivierenden Sozialstaat«) hat zu einer Entkollektivierung bzw. Re-Individualisierung der durch die kapitalistischen Produktionsweise erzeugten Risiken geführt. Hier werden mit der Solidarität auch gesellschaftliche Leidensfragen von Individuen aufgegriffen, die als Ausdruck für die »Soziale Frage 4.0« (Paulus u.a. 2020) angesehen werden können. Es scheint naheliegend, dass es in der Zukunft der Sozialen Frage auch neue Vorstellungen von Solidarität bzw. neue solidarische Praktiken braucht.

»Trotz oder vielleicht auch gerade wegen der vielfältigen Diagnosen zum Wandel gesellschaftlicher Solidarität wird oft eine »neue« Solidarität als Lösungsansatz für die »neuen« Sozialen Fragen propagiert. Ob es nun um den Wandel des Verhältnisses von Erwerbs- zu Sorgearbeit oder um die drängenden ökologischen Fragen geht, in vielen Fällen scheinen neue Formen der Solidarität gefragt, die im bisherigen Sozialstaat noch nicht verankert sind« (Brandstetter u.a. 2021: 294).

Im Hinblick auf die, durch die heutige differenzierte wie individualisierte Gesellschaft hervorgerufenen Probleme besitzt Solidarität Modernität und gesellschaftliche Anpassungsfähigkeit (Kleger 2021).

Mit den global auftretenden, die nationalen Grenzen ignorierenden »Vielfachkrisen« (Maihofer 2021), die wir in den vergangenen Jahren erlebt haben, scheint auch der Solidaritätsbegriff plötzlich nicht nur wieder salonfähig zu sein, sondern vielmehr eine regelrechte Renaissance zu erfahren. Die heutige Verwendung des Solidaritätsbegriffs zeichnet sich allerdings nicht nur durch Offenheit in den jeweils zugeschriebenen Bedeutungen aus, sondern es beziehen sich die unterschlichen Verwender:innen, von rechts bis links, konservativ bis progressiv, kritisch bis staatstragend auch kaum aufeinander. Ein gemeinsames Verständnis oder verbindende Bedeutungen sind daher nur schwer auszumachen. Folgende neuartige Verwendungsweisen und die Bedeutungsvielfalt des Solidaritätsbegriffs vermögen das Spektrum zu illustrieren, was als solidarisches Handeln im öffentlichen Diskurs in den beiden jüngsten Krisen diskutiert wird: In der Covid-19-Pandemie galt das konsequente Einhalten der Schutzmaßnahmen und das Sich-impfen-lassen ebenso als »solidarisch« wie das Abfedern der ökonomischen Auswirkungen von Lockdowns oder Kontaktbeschränkungen für

betroffene Betriebe und Arbeitnehmer:innen durch staatliche Unterstützungsmaßnahmen bis hin zur symbolischen und materiellen Aufwertung sogenannter »systemrelevanter« Berufe (insbesondere der Pflege). Appelle zu solidarischem Handeln richten sich dabei sowohl an Individuen und ihr Handeln (Hände waschen, Abstandsregeln einhalten, Sich-impfen-lassen) als auch an überindividuell organisierte, gesellschaftliche Institutionen (staatliche Maßnahmen, generelle Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Pflegenden, Ausbildungsoffensiven). Die Appelle ertönten darüber hinaus nicht nur aus einer Richtung oder von einem bestimmten politischen Lager. Vielmehr scheinen Solidaritätsappelle von überall her zu kommen, während sich im Zuge der Krisen die politischen Akteure weiter polarisieren und abschotten. Auch in Bezug auf den Ukraine-Konflikt wird dieses Spektrum der Handlungsappelle sichtbar: Gemäß unterschiedlicher Stimmen kann Solidarität in diesem Zusammenhang bedeuten, geflüchtete Ukrainer:innen im eigenen Privathaushalt aufzunehmen, scharfe Sanktionen gegen das russische Establishment und Volkswirtschaft zu verhängen, Öl- und Gaslieferungen zu boykottieren (und damit auf ökonomisches Wachstum der eigenen Volkswirtschaft zu verzichten), Kriegsmaterial zu liefern oder gar in die militärische Auseinandersetzung aktiv einzugreifen.

Ansichts dieser Breite und Fülle an Bedeutungen und fast schon inflationären Verwendungsweisen auf gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Ebene ist es nicht einfach, eine Vorstellung von Solidarität oder eine Definition des Begriffes zu finden. Und dennoch scheint allen Appellen gemeinsam zu sein, dass sie von der Vorstellung getrieben werden, Solidarität lasse sich im Bedarfsfall gerade durch den Appell herstellen – quasi von oben und knopfdruckartig. Gleichzeitig lässt sich eine Hoffnung erahnen, dass es über den Appell gelingt, durch die Krisen verloren gegangene Handlungsfähigkeit wieder zu erlangen oder zumindest temporäre Antworten zu finden – quasi überbrückend –, bis der Normalfall wieder eintritt. Da aber auch nicht so klar ist, worauf sich diese Antworten beziehen, erhält das solidarische Handeln selbst keine gemeinsam geteilte Basis. Diese Appelle treffen auf vielfältige Lebenslagen und plurale Lebensrealitäten und damit individualisierte (und durchaus auch polarisierte, ja konträre) Problemlagen. Ein Phänomen, welches sich auch empirisch-explorativ, quasi in der solidarischen Praxis, feststellen lässt. Beispielsweise offenbaren sich bei solidarisch engagierten Personen im Migrationsbereich, der Freiwilligenarbeit und der Klimabewegung sehr unterschiedliche Motivlagen, die sie zum jeweiligen Engagement geführt haben. Diese rei-

chen von (ehemaliger) persönlicher Betroffenheit bis hin zum Drang nach Thematisierung und Veränderung gesellschaftlicher Ungleichheiten und struktureller Schieflagen. Ähnlich breit verhält es sich bei der Frage nach der Überführung dieser Motivlagen in solidarische Praktiken, wie bspw. »für andere kämpfen«, »mitwirken«, »Missstände aufdecken, anprangern und verändern«, »sich selbst etwas zurücknehmen«, »in der Gesellschaft etwas verändern«. In diesem Zusammenhang wurden solidarische Praktiken auch hinsichtlich ihrer Verbindungslinien zur Sozialen Arbeit diskutiert. In den industriekapitalistischen Gesellschaften des Nordens wird u.a. die Soziale Arbeit als ein Modus zu Hervorbringung von solidarischem Handeln gesehen und sozialstaatlich etabliert. Allerdings muss sich Soziale Arbeit heute mit weitgehenden Anfeindungen und Diskreditierungen auseinandersetzen, wenn aus ihr heraus solidarisch gehandelt wird (Fontanellaz u.a. 2018; Paulus u.a. 2020).

Was bedeutet dies alles für die Definition des Begriffs der Solidarität? Anstatt auf die Suche nach einem aktuelleren, schärferen und weniger diffusen Solidaritätsbegriff zu gehen, soll hier gerade auch seine Unschärfe als Möglichkeit gefasst werden. So schlägt Wolfgang Schröer im Anschluss an Stephan Wolf vor, Solidarität als Grenzobjekt zu verstehen (siehe den Beitrag von Wolfgang Schröer in diesem Band). Gerade die Unschärfe des Solidaritätsbegriffs ermögliche eine notwendige Perspektivenvielfalt, statt einer Perspektivenschließung. Als ein solches ermöglichendes Grenzobjekt erfülle der Solidaritätsbegriff wichtige Funktionen. »Das heißt nicht, dass der Begriff beliebig ist. Solidarität hat eine bestimmte Form von sozialer Positionierung des gemeinsamen Handelns, der gemeinsamen sozialen Anliegen, der Verwirklichung bestimmter sozialer Anliegen in dieser Richtung, ohne dass es aber ganz genau den Begriff in eine Schärfe bringt« (ebd.). Solidarität wird hier aus einer ermöglichenden Perspektive heraus verstanden, um über die Grenzziehungen und das Grenzmanagement (siehe u.a. Lessenich im vorliegenden Band; Schnabel u.a. 2020) hinausgehend auch neue oder noch verdeckte Formen von Solidarität zu erschließen. Das Verständnis von Solidarität als Grenzobjekt erscheint notwendig, um der in den Ausführungen der Autor:innen auftretenden Gleichzeitigkeit von Vergewisserung und Revitalisierung, Dekonstruktion und Rekonstruktion sowie Realisierung und Praxis von Solidarität auch gerecht zu werden. Mit der Gleichzeitigkeit gehen eine Überschreitung des Bisherigen mit der Beharrung des Alten und Bekannten im neuen Gewand sowie die Entstehung von Neuem und von Neuem im alten Gewand einher.

Inhalt und Aufbau des vorliegenden Bandes

Im vorliegenden Sammelband kommen namhafte Expert:innen zu Wort und betrachten das Thema *Solidarität heute* aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven und Positionen. Die Texte verdeutlichen noch einmal eindrücklich, dass sowohl innerhalb als auch zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen eine große Vielfalt der Auffassungen darüber besteht, was unter dem Begriff Solidarität verstanden wird, wie dessen Geschichte betrachtet wird und wie eine gelingende solidarische Praxis aussehen kann. Trotz dieser Verschiedenartigkeit verfolgen einige Autor:innen in ihren Texten jeweils ähnliche Vorhaben, wie sie mit dem Begriff der Solidarität umgehen bzw. welche Perspektive sie darauf einnehmen. Wir, die Herausgeber:innen dieses Sammelbandes, haben drei zentrale Momente identifiziert, unter denen sich die Inhalte der einzelnen Beiträge subsumieren lassen: 1) Das Moment der Vergewisserung und Revitalisierung von Solidarität, 2) das Moment der De- und Rekonstruktion von Solidarität und 3) das Moment der Realisierung und des praktisch Werdens von Solidarität. Um die Verbindung dieser Momente zu unterstreichen, fokussieren zwei Brückentexte eben diese Verwobenheit. Das spezielle Textformat spiegelt das gewählte dialogische Vorgehen im Entstehungsprozess wider, indem zwischen Autoren und Herausgeber:innen auf der Basis zentraler Thesen ein Gespräch stattfand und deren Inhalte in schriftlicher Form wiedergegeben werden. Entsprechend steht zwischen zwei zentralen Momenten jeweils ein thesengeleiteter Gesprächsbeitrag, der die Verwobenheit dieser Momente darstellt.

Erstes Moment: Vergewisserung und Revitalisierung von Solidarität

Die Autor:innen der ersten drei Beiträge zeichnen für die Leser:innenschaft die Entwicklung von Solidarität – ideengeschichtlich oder als Handlungspraxis – aus ihrer jeweiligen fachlichen Perspektive nach. Die Verwendung des Begriffes sowie die Bezugnahme historischer Akteure auf eine – je spezifisch verstandene – Solidarität folgen dabei sehr unterschiedlichen Konjunkturen. Neben dieser Vergewisserung über die eigenen fachlichen Traditionen im Denken über Solidarität ist den Autor:innen auch der Appell nach einer handlungspraktischen Revitalisierung des Begriffes gemein, welche an vergangene Konzepte anschließen und diese fruchtbar weiterentwickeln soll.

Den Auftakt macht der Beitrag von *Annemarie Pieper*. Ausgehend von neuen Schüben der Bedeutsamkeit, die Solidarität durch die Corona-Pandemie und den durch den Ukraine-Krieg verursachten Flüchtlingsstrom erhalten hat, geht die Autorin verschiedenen Auslegungen und Ausgestaltungen von Solidarität im philosophisch-ethischen Diskurs nach. Dabei legt sie solidarische Anteile auch an Stellen frei, die zunächst ohne die Bezeichnung Solidarität daherkommen. Solidarität als systemrelevante Triebkraft zeigt sich nicht immer explizit, aber grundsätzlich als haltgebendes soziales Bindeglied.

Dietmar Süß erschließt aus der Position des Historikers Zugänge zum umkämpften Begriff der Solidarität. Dabei zeichnet er Veränderungen von Solidarformen im Kontext der Arbeiter:innenbewegung nach und verweist darauf, dass auch die Zugänge zur Geschichte der Solidarität sehr unterschiedlich sein können. Er diagnostiziert schließlich eine Pluralisierung von Solidaritätsvorstellungen, die auch mit sehr unterschiedlichen Geschichten der Solidarität einhergehen. Eine historische Betrachtung kann dadurch helfen nicht vorschnell in eine vereinfachende Erzählung über Solidarität zu verfallen.

Zwischen politischer Programmatik und Inszenierung geht *Frank Mathwig* den ethischen Konfliktlinien von Solidarität nach. Anhand prominenter Positionierungen während der Covid-19-Pandemie legt Mathwig grundlegende Probleme von Solidarität dar. Nach einer theoriegeschichtlichen Annäherung diskutiert er Solidarität mit Bezug zum Liberalismus und daran anschließend zum Voluntarismus. Schließlich leitet Mathwig zum Subjekt der Solidarität und den Verhältnissen von Ich, Du und Wir über. Sein Beitrag endet mit einem Blick auf Solidarität als Selbstentäußerung bzw. auf das Abrücken vom Eigenen und schließt den Kreis wieder mit Bezugnahme auf Solidarität während der Covid-19-Pandemie.

Das Thesengespräch mit *Stephan Lessenich* und der erste Brückentext markieren den Übergang von der Vergewisserung und Revitalisierung von Solidarität zum zweiten Moment der De- und Rekonstruktion von Solidarität. Ausgehend von einem nationalstaatlich gedachten und ausgeübten Rahmen von Solidarität, setzt sich Lessenich kritisch mit dem Verhältnis von Solidarität und Einheitsgedanken auseinander. In der weiteren Diskussion rücken die mit dem Wohlfahrtsstaat als Solidaritätsarrangement verbundenen Begrenzungen mit ihren Exklusionsmechanismen ins Zentrum der Erörterung. Anhand des Impfnationalismus und der Rolle der Bürger:innen werden exemplarisch auch die Kehrseiten von Solidarität in der Pande-

mie beschrieben und zugleich die Notwendigkeit einer transnationalen Solidarität aufgezeigt.

Zweites Moment: De- und Rekonstruktion von Solidarität

Den drei Beträgen zu diesem Moment ist gemein, dass darin ein kritischer Blick auf bestehende Auffassungen von Solidarität als Begriff und Handlungspraxis geworfen wird. Das Aufzeigen der problematischen Aspekte und Unzulänglichkeiten geläufiger – sowohl wissenschaftlicher als auch alltäglicher – Vorstellungen über Solidarität führt Stück für Stück zu deren Dekonstruktion. Die Texte sind aber weit davon entfernt, reine »Abrissunternehmungen« zu sein, sondern die Autor:innen schaffen es jeweils auf ihre eigene Art und Weise, aus den Trümmern und Versatzstücken der von ihnen kritisierten Konzepte und aus positiven Beispielen aktueller, solidarischer Praktiken ihr eigenes, angereichertes Verständnis von Solidarität zu rekonstruieren.

Mathias Lindenau widmet sich in seinem Beitrag dem Solidaritätsbegriff als einem »catch-all«-Begriff und zeigt seine Problematiken auf. Dabei zeichnet er zunächst die historischen Ausformungen des Begriffs vom römischen Privatrecht über die sozialen Entwicklungen in Frankreich während des 19. Jahrhunderts bis zur Entwicklung eines soziologischen Solidaritätsbegriffs durch Émile Durkheim nach. Anschließend geht Lindenau dem Verhältnis von Solidarität und Gerechtigkeit nach und widmet sich Motiven, Bedingungen und Herausforderungen der Solidaritätsgewährung. Des Weiteren stellt Lindenau unterschiedliche Systematisierungsversuche von Solidarität vor und führt zwei Grundformen (Habermas, Rorty) in ihren Konsequenzen aus. Schließlich diskutiert Lindenau Solidarität als Anerkennungsverhältnis und macht einen Vorschlag zur Schärfung des Solidaritätsbegriffs.

Veronika Zablotsky entwickelt in ihrem Aufsatz einen neuen, durch feministische und postkoloniale Perspektiven angereicherten Solidaritätsbegriff. Um verschränkte Herrschaftsverhältnisse überwinden zu können, muss Solidarität nach Zablotsky transnational gedacht werden. In Bezugnahme auf Beispiele aus der politischen Praxis von transnationalen Solidaritätsbewegungen dekonstruiert Zablotsky acht, aus alltagsweltlichen Vorstellungen entstammende Solidaritätsmythen, um so zu einem theoretisch fundierten

und Machtasymmetrien überwindenden Verständnis von Solidarität zu gelangen.

Anhand konkreter Auseinandersetzungen unterschiedlicher Initiativen gegen Racial Profiling in der Schweiz entfaltet *Sarah Schilliger* das Konzept der »Infrastrukturen der Solidarität«. Um in Kämpfen gegen Racial Profiling erfolgreiche Allianzen schmieden zu können, bedarf es einer »radikalen Solidarität«: Das sind Handlungspraktiken, in welchen sich Menschen zueinander solidarisch verhalten, die sich gerade nicht durch Ähnlichkeit auszeichnen, sondern aus unterschiedlichen Milieus stammen, disparate Geschlechtsidentitäten aufweisen können, über eine heterogene Ressourcenausstattung verfügen und voneinander abweichende ethnische Zuschreibungen erfahren. »Infrastrukturen der Solidarität« bezeichnen gemäß Schilliger die Hintergrundstrukturen und zentralen Dynamiken, die eben diese radikalen solidarischen Praktiken ermöglichen.

Das Thesengespräch mit *Wolfgang Schröer* und der zweite Brückentext leiten von der De- und Rekonstruktion von Solidarität über zum Moment der Realisierung und praktisch Werden von Solidarität im Kontext der Sozialen Arbeit. Ausgehend von solidarischem Handeln als einem polymorphen transnationalen Phänomen rückt Schröer die Soziale Arbeit als einen Modus der Ermöglichung von solidarischem Handeln ins Zentrum der Auseinandersetzung. Dabei wird vertiefend erörtert, ob und wodurch Soziale Arbeit selbst zum solidarischen Handeln aufgefordert wird und was daraus erwächst. Hierbei wird auch herausgearbeitet, dass in diesem Spannungsverhältnis von Sozialer Arbeit und solidarischen Handeln die Friktionen unserer post-wohlfahrtsstaatlichen Gesellschaft wirkmächtig sind.

Drittes Moment: Realisierung und praktisch Werden von Solidarität

In den drei Texten zur Realisierung von Solidarität wird den folgenden Fragen nachgegangen: Wie muss eine Praxis ausgestaltet sein, damit sie als solidarisch bezeichnet werden kann? Was wird benötigt, damit eine gelingende solidarische Praxis entstehen kann? Welche Bedingungen auf politischer und sozialer Ebene ermöglichen oder verhindern eine solche solidarische Praxis? Die Autor:innen geben dazu aus unterschiedlichen disziplinären Zugängen sowie anhand konkreter Beispiele erste Antworten.

Susanne Elsen beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit den fehlerhaften Prämissen neoliberalen Wirtschaftens und der realen Utopie solidarischer Öko-

nomie. Die neoliberale Ökonomik habe sich laut Elsen zu einer organisierten Verantwortungslosigkeit verselbständigt, obwohl auch eine Orientierung an sozialen Kriterien möglich wäre und nicht zwangsläufig im Widerspruch zur individuellen Nutzenmaximierung stünde. Dabei kritisiert Elsen die Trennungslogik und den Besitzindividualismus neoliberaler Ökonomie, nimmt diese aber auch als Ausgangspunkt für integrative Handlungsansätze solidarischen Wirtschaftens. Hier nimmt sie u.a. Bezug zum Konzept lebensdienlichen Wirtschaftens und betont die Einbindung des Wirtschaftens in den Kulturzusammenhang der Lebenswelt. Abschließend präsentiert Elsen Formen solidarwirtschaftlicher Gegenentwürfe und diskutiert deren emanzipatorisches Potential, aber auch deren Grenzen.

Der Beitrag von *Jakob Kellenberger* fokussiert vier zentrale Herausforderungen, mit denen transnationales soziales Handeln in einer zunehmend globalisierten Welt konfrontiert ist: Kriegsvorbeugung und Friedensstiftung, der Kampf gegen die Klimaerwärmung, der Kampf gegen Pandemien mit ihrer Virusdynamik sowie eine menschliche Ordnung für (irreguläre) Migrant:innen. Jede dieser Herausforderungen wird im Zusammenspiel politischer Initiativen (wie dem Pariser Abkommen oder von UNO-Konferenzen) und globalen Organisationen (wie der UNO) bzw. Staatenverbünden (wie der EU) gerahmt und mit vielen praktischen Beispielen angereichert, der aus dem breiten Fundus an Erfahrungen und der langjährigen Tätigkeit des Autors als ehemaliger Staatssekretär für Auswärtiges (der Schweiz) und Präsident des IKRK (Internationalen Komitee des Roten Kreuz) schöpft. Der Beitrag endet mit einem Plädoyer, sich stärker in die Lage Solidaritätsbedürftiger zu versetzen, wofür es jedoch nicht nur von der Normalbürger:in, sondern vor allem auch von Politiker:innen auf jeder Stufe und in jeder Arena sowohl eine besondere Fähigkeit wie Bereitschaft braucht.

Alessandro Pelizzari untersucht in seinem Beitrag die Rolle, welche die Gewerkschaften bei der (solidarischen) Bewältigung der Pandemie in der Schweiz gespielt haben. Die Wahrnehmung gesellschaftlicher Krisen und die dazugehörigen adäquaten Reaktionsformen hängen von den zugrundeliegenden Deutungsmustern ab. Pelizzari zeichnet nun nach, wie die Gewerkschaften während der Covid-19-Pandemie mit anderen Akteuren im Bereich des Einkommens- und Gesundheitsschutzes darum gerungen haben, anstatt eines individualistischen ein kollektivistisch-solidarisches Deutungsmuster der Problembeschreibung und der sich daraus ableitenden gesellschaftlichen Antworten durchzusetzen. Für den Erfolg bei diesem Kampf um Hegemonie waren jeweils – neben günstigen politischen Oppor-

tunitätsstrukturen – die Prioritätensetzung und Geschlossenheit innerhalb der Gewerkschaftsbewegung ausschlaggebend.

Literaturverzeichnis

- Brandstetter, Johanna/Köngeter, Stefan/Pohl, Axel (2021), »Soziale Frage(n) der Zukunft – ein vorläufiges Resümee«, in: Brandstetter, Johanna/Bronner, Kerstin/Köngeter, Stefan/Laib, Andreas/Pohl, Axel/Stiehler, Steve (Hg.), *Soziale Frage(n) der Zukunft*, Berlin, S. 281–298.
- Fontanellaz, Barbara/Reutlinger, Christian/Stiehler, Steve (Hg.) (2018), *Soziale Arbeit und Soziale Frage*, Zürich.
- Kleger, Heinz (2021): »Die Zukunft welcher Solidarität?«, in: Brandstetter, Johanna/Bronner, Kerstin/Köngeter, Stefan/Laib, Andreas/Pohl, Axel/Stiehler, Steve (Hg.), *Soziale Frage(n) der Zukunft*, Berlin, S. 201–220.
- Maihofer, Andrea (2021): »Zum emanzipatorischen Potential in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Geschlechterverhältnisse«, in: Brandstetter, Johanna/Bronner, Kerstin/Köngeter, Stefan/Laib, Andreas/Pohl, Axel/Stiehler, Steve (Hg.), *Soziale Frage(n) der Zukunft*, Berlin, S. 87–109.
- Paulus, Stefan/Grubenmann, Bettina (2020), *Soziale Frage 4.0*, Opladen.
- Paulus, Stefan/Reutlinger, Christian/Spiroudis, Eleni/Stiehler, Steve/Hartmann, Sibille/Makowka, Sabine (Hg.) (2020), *Mechanismen der Sozialen Frage*, Berlin.
- Schnabel, Annette/Tranow, Ulf (2020), »Zur Einleitung: Grenzziehungen der Solidarität«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, 30, S. 5–22.

Solidarität als systemrelevante Triebkraft im sozialen Netzwerk

Annemarie Pieper

Das Wort »Solidarität« hat Konjunktur. Zu Beginn der 20er Jahre des 21. Jahrhunderts zog es mit zunehmender Dominanz in den Alltagsdiskurs ein und ist mittlerweile tagtäglich in sämtlichen Medien zu finden. Solidarität wird beklatscht, eingefordert und ihr Fehlen angeprangert. Den ersten Schub an Bedeutsamkeit bekam »Solidarität« mit der Corona-Pandemie. Es galt die als »vulnerabel« bezeichneten Mitglieder der Gesellschaft zu schützen, was von den weniger Gefährdeten Einschränkungen ihrer Freiheit verlangte: aus Solidarität mit der Gruppe der verletzlichen Mitbürgerinnen und Mitbürger.

Auslöser des zweiten Schubs an Bedeutsamkeit von »Solidarität« war der Flüchtlingsstrom, den der Krieg Russlands gegen die Ukraine zur Folge hatte. Diesmal sind es nicht alte und kranke Menschen, die auf die Solidarität ihrer Mitmenschen angewiesen sind, sondern vor allem Frauen und Kinder, die Schutz brauchen und von einer breiten Bevölkerung zugesichert bekommen.

Mittlerweile hat das Thema »Solidarität« auch Einzug in den akademischen Diskurs gehalten, speziell in die Sozialwissenschaften und die Philosophie (Bayertz/Brinkmeier 1998; Bude 2019). Die Frage, ob Solidarität nur in Krisenzeiten, wenn es um Leben und Tod geht, nötig ist oder ob mit Solidarität eine Qualität menschlichen Handelns gemeint ist, die jederzeit praxiswirksame Kraft haben soll, beschäftigt vor allem die philosophische Ethik. Doch in der Geschichte der Philosophie taucht »Solidarität« erst spät auf, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vorher führt der Begriff ein Nischendasein, und auch in den dickleibigen Büchern der sogenannten »Wertethiker« stand Solidarität eher am Rand als im Zentrum der Untersuchung und verschwand danach wieder aus dem Ethikdiskurs.

»Solidarität« in der Ethik des 20. Jahrhunderts

Max Scheler führte in seinem Werk *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik* (1913–1916) das Solidaritätsprinzip ein, um jene soziale Handlungsstufe zu kennzeichnen, auf der »das individualistische Konkurrenz- und Neidprinzip« (Scheler 1966: 274), das die unsolidarische Masse regiert, überwunden sei zugunsten einer höherrangigen Stufe, auf der jeder Mensch gleichzeitig Einzelperson und individuelle Gesamtperson sei (Scheler 1966: 522). Das »Band sittlicher Solidarität« stelle die Verbindung mit der historischen Menschheit über die Brückenprinzipien der Selbstverantwortlichkeit und der Mitverantwortlichkeit her (Scheler 1966: 313, 522): »Das Solidaritätsprinzip in diesem Sinne ist uns also ein ewiger Bestandteil und gleichsam ein Grundartikel eines Kosmos endlicher sittlicher Personen. Erst durch seine Geltung wird die gesamte moralische Welt [...] zu einem großen Ganzen, an dem jede Person partizipiert.« (Scheler 1966: 523)

Nicolai Hartmann knüpfte in seiner *Ethik* (1926) an Schelers wertmetaphysische Grundlegung der Moral an. Rechtliche und bürgerliche Solidarität hätten ihre Wurzel in der Mitverantwortung für das überindividuelle gesellschaftliche Ganze, um dessen Erhaltung jedes Individuum als gleichgestellte Person unter gleichgestellten Personen aus freien Stücken mitwirkt (Hartmann 1935 [1926]: 386). Der Wert der »Solidarität ist Gesinnungswert des Einzelnen« (ebd.: 388) als Staatsbürger, und als solcher trägt er auch die Schuld jener mit, die gegen das Solidaritätsprinzip verstoßen. Mit Blick auf den Textumfang ist von Solidarität bei Scheler und Hartmann wenig die Rede, obwohl der Begriff durchaus eine Rolle im Wertespektrum spielt. Was weitgehend fehlt, ist eine Feinjustierung solidarischer Praxis, die von der abstrakten Platzierung des Begriffs in einem allgemeinen sozialen Wertesystem zu konkreten Handlungsmustern führt, beschrieben anhand exemplarisch geschilderter Sachverhalte. Jedenfalls verlagerte sich nach der Mitte des 20. Jahrhunderts der Schwerpunkt der Ethik von der Wertethik zu moralphilosophischen Untersuchungen, die sich angewandten und Spezialethiken widmeten sowie der analytischen Ethik und Formen normativer Ethik den Boden bereiteten (Pieper 2017: v.a. 200 ff.).

In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts dominierten »Gerechtigkeit«¹ und »Verantwortung«² den ethischen Diskurs und verdrängten daraus die »Solidarität«. In der anwachsenden feministischen Literatur drehten sich die Kontroversen ebenfalls vorwiegend um Fragen der Gerechtigkeit und Verantwortung. Dabei ging es um das Missverhältnis zwischen den Geschlechtern, das in patriarchalen Gesellschaften entstanden war durch die ungleiche Verteilung relevanter sozialer Aufgaben und die damit einher gehende unterschiedliche Wertschätzung der von Männern und Frauen erbrachten Leistungen. Die Forderung, das Fürsorgeprinzip dem Gerechtigkeitsprinzip als allgemein verbindliches Handlungsregulativ für verantwortungsbewusste Menschen gleichzustellen (Gilligan 1984; Pieper 1993), bereitete der These, Solidarität als systemrelevante Triebkraft im sozialen Netzwerk zu verstehen, den Boden.

Solidarität als Manko des Utilitarismus

Die Fokussierung auf Gerechtigkeit und Verantwortung als Prinzipien sozialen Handelns vollzog sich im Kontext einer Kritik am Utilitarismus, dessen Priorisierung des Nutzenprinzips moralische und ethische Überlegungen ökonomisierte. Als Jeremy Bentham 1789 die utilitaristische Grundthese aufstellte, höchstes moralisches Ziel individuellen wie kollektiven Handelns sei es, das größte Glück der größten Zahl durch Vermehrung des Gesamtnutzens herzustellen (Bentham 1789), hatte er ebenso wenig wie rund siebenzig Jahre später John Stuart Mill (Stuart Mill 1976 [1863]) die Folgen vor Augen, die eine rigorose Befolgung des Nutzenkalküls nach sich zog, nämlich ökologische Probleme aufgrund exzessiver Ausbeutung natürlicher Res-

1 Angestoßen durch John Rawls' bahnbrechendes Buch *Eine Theorie der Gerechtigkeit* (Rawls 1975 [1971]), war »Gerechtigkeit« jahrzehntelang ein zentrales Thema der praktischen Philosophie (Höffe 1987; 2001).

2 Hans Jonas' Buch *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation* (Jonas 1979) avancierte zur Pflichtlektüre im Ethik-Unterricht. Jonas erweiterte die Gerechtigkeitsproblematik um die Frage nach den ökologischen Konsequenzen menschlichen Handelns und den damit verbundenen Einschränkungen der Lebensqualität späterer Generationen, ohne das Prinzip der Solidarität als solches heranzuziehen. Dieter Birnbacher plädierte im Anschluss an Jonas für eine intergenerationelle Zukunftsethik, die sich auf Verantwortung und Fairness gründete (Birnbacher 1988).

sourcen und eines überbordenden Konsumverhaltens. Zugleich entstand ein Ungleichgewicht zwischen denen, die im Zuge der Mehrung ihres Nutzens ihren Wohlstand erfolgreich vermehren konnten, und denjenigen, die dabei auf der Strecke blieben und kaum über das für die Erhaltung der Existenz Notwendige verfügten.

Das Nutzenprinzip als oberste Handlungsmaxime versagt als ethisches Prinzip, weil es die Maximierung des Durchschnittsnutzens gebietet, der sich aus dem Verhältnis aller Güter zur Anzahl der Menschen ergibt, wobei außer Acht bleibt, dass die von den ohnehin Begünstigten erzielten Überschüsse das Manko auf Seiten der ohnehin schlechter Gestellten kompensieren, ohne dass diese davon in irgendeiner Weise profitieren. Die Steigerung des Durchschnittsnutzens führt daher zu sozialen Problemen, die zu lösen die Gerechtigkeits- und Verantwortungsethiker angetreten sind. Im Nachhinein verwundert es, dass in den kritischen Abhandlungen zum Utilitarismus Solidarität, wenn überhaupt, nur beiläufig erwähnt wurde und entsprechend als Stichwort in den Sachregistern nicht vorkam. Der Utilitarismus bestimmte zwar das größtmögliche Glück der größten Zahl als oberstes Handlungsziel, das er *de facto* jedoch verfehlte, weil die bereits mit Gütern reichlich Ausgestatteten mangels Verantwortungsbewusstsein und Gerechtigkeitsempfinden auf die Mehrung des eigenen Nutzens bedacht waren, also keine Solidarität mit den wenig Begüterten zeigten, deren Aussichten auf eine Verbesserung ihrer Lebenschancen sehr gering waren.

Egoismus und Scheinsolidarität

Die Fokussierung auf den Eigennutzen dürfte auch mit einem Missverständnis zusammenhängen, das aus jenem Paradigmawechsel resultierte, den Kant und die deutschen Idealisten mit dem Stichwort »Kopernikanische Wende« verbanden. Sie rückten nicht mehr die Welt der Objekte als Grundlage der Erkenntnis ins Zentrum ihrer Philosophie, sondern das »Ich« als Konstrukteur der Dinge. Zwar ging dieser Perspektivenwechsel vom Objekt zum Subjekt mit dem Verzicht auf eine Erkenntnis der Dinge einher, wie sie an sich selbst – ohne die kategorialen Vorgaben eines rational verfahrenenden Verstandes – beschaffen sind. Er vergrößerte aber infolge der Selbstzuschreibung von Autonomie als Prinzip alles Wissens und Handelns den

Machtbereich des »Ich«, das sich als alleinigen Wertschöpfer im Universum platzierte.

Dieses »Ich«, das nicht persönlich gemeint ist, sondern als Subjekt im Gegensatz zum Objekt, das den sich seiner selbst bewussten Menschen als solchen vertreten sollte, wurde häufig mit »ich« als Repräsentant eines individuellen, konkreten Menschen verwechselt. So hat Max Stirner 1844 ein Buch mit dem Titel *Der Einzige und sein Eigentum* veröffentlicht, in dem er den Wert der Einzig(artig)keit zur Grundlage eines Egoismus machte, der sich gegen jegliche autoritäre Vereinnahmung durch Religion, Philosophie und Politik verwahrte. »Wir brauchen vielmehr eine *egoistische*, eine Lehrfreiheit für alle Eigenheit, worin *Ich* zu einem *Vernehmbaren* werde und mich ungehemmt kundgeben kann. Daß Ich mich »*vernehmbar*« mache, das allein ist Vernunft« (Stirner 1972: 388). Stirner betont immer wieder, dass ich nur mir gehöre und nichts über mir steht, das mir vorschreibt, wer und was ich bin oder zu sein habe. Aus seiner Sicht bringt jede Instanz, die sich mit ihren Normen und Vorschriften oberhalb des Ich positioniert, diesem Geringschätzung, ja Verachtung entgegen und muss daher aus dem eigenen Lebenskontext rigoros entfernt werden. Von »dem Augenblick an, wo mir nichts mehr über Mich geht, [...], von diesem Moment an hört Staat, Kirche, Volk, Gesellschaft u. dergl. auf« (Stirner 1972: 316). Die Frage, wie ein solcher radikaler Egoismus, der alle Ansprüche eines Wir an das Ich als unzulässige Fremdbestimmung brandmarkt, solidarisch gelebt werden kann in einer Gemeinschaft mit anderen, die ebenfalls den Wert ihrer Einzigartigkeit über alles stellen, lässt Stirner offen. Am Ende wird der Stärkste und Mächtigste die Befriedigung seiner Interessen durchsetzen in einer von Grund auf unsolidarischen Gesellschaft, in der jeder nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist.

Das Ergebnis wäre eine Diktatur, mit einem Herrscher an der Spitze, der seine Machtansprüche verschleiert und eine Scheinsolidarität erzeugt, indem er seine Untertanen in dem Glauben bestärkt, dass er Tugenden besitzt, die alle gleichermaßen glücklich machen werden. Niccolò Machiavelli hat 1513 in der Figur des Fürsten einen solchen Herrscher konstruiert, der überhaupt nicht tugendhaft sein muss, um erfolgreich zu sein, der die Staatsgeschäfte also nicht aufgrund einer moralischen Gesinnung betreibt, sondern um seines Machterhalts willen. Dazu ist nur erforderlich, das Bild zu bedienen, das er in der Öffentlichkeit von sich erzeugt: »Alles, was man von ihm sieht und hört, muss Mitleid, Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit ausstrahlen« (Machiavelli 1990 [1513]: 88). Auf keinen Fall dürfe er

der Meinung der Menge widersprechen, auch wenn er diese nicht teile. Er müsse sogar oft, »um seine Stellung zu behaupten, gegen Treu und Glauben, gegen Barmherzigkeit, Menschlichkeit und Religion verstoßen [und] auch das Böse tun, wenn es sein muss« (ebd.: 88). Seine Quasi-Solidarität mit dem Volk besteht demnach darin, dass er den Anschein erweckt, sich ganz nach dessen Wünschen zu richten, wobei es die unqualifizierte Mehrheit ist, die ihm als Maßstab dient. Die besteht allerdings aus Menschen, die »undankbar, wankelmütig, falsch, feig in Gefahren und gewinnsüchtig ist; solange du ihnen wohltust, sind sie dir ergeben [...], wenn die Gefahr fern ist; kommt sie aber näher, so empören sie sich« (ebd.: 83). Der Fürst verdankt demnach seinen Erfolg der Fähigkeit, seinen Mantel nach dem Wind zu drehen und die Staatsgeschäfte opportunistisch zu betreiben. Um an der Macht zu bleiben, muss er eine Solidarität vortäuschen, die ihn als scheinbar mit dem Volk Verbündeten ins Licht setzt.

Solidarität in Reinform: der Samariter

Dem Begriff der Solidarität wurde wie erwähnt in der Philosophie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts wenig Beachtung geschenkt – sei es, weil andere Begriffe wie Gerechtigkeit und Verantwortung einen Windschatten werfen, in dem er verschwindet; sei es, weil er in einem verabsolutierten Egoismus fehl am Platz ist oder weil er in einem diktatorischen Gesellschaftssystem als generell verordnete Tugend mit gemeint ist. Es stellt sich jedoch die Frage, ob sich nicht Sachverhalte ausfindig machen lassen, für die das mit »Solidarität« Gemeinte philosophisch relevant war, obwohl der Begriff fehlt. Gibt es Verhaltensweisen, die wir aus heutiger Sicht gemäß unserem Alltagsverständnis von Solidarität als solidarisch bezeichnen würden? Als erstes bietet sich als ethisches Paradebeispiel für gutes Handeln die Geschichte vom barmherzigen Samariter an, wie sie der Evangelist Lukas im Neuen Testament erzählt (Deutsche Bibelgesellschaft 2017: Lk 10, 30–37).³ Jemand ist unter die Räuber gefallen, beraubt und halbtot geschlagen worden. Zwei Passanten, darunter ein Priester, gehen achtlos an dem Schwerverletzten vorbei. Erst der dritte kümmert sich um ihn, versorgt seine Wunden und trans-

³ Entstanden um 80–90 n. Chr.